

Latente Religiosität in einer säkularisierten Welt

Karl-Heinz Weger SJ, München

Der gläubige Christ müßte eigentlich davon überzeugt sein, daß es Religiosität – zumindest in der Weise religiösen Verlangens – in allen Menschen gibt, die auch dann noch vorhanden ist, wenn sie „verschüttet“ ist, zugedeckt und unterdrückt vielleicht von den Sorgen und vom Treiben des Alltags, oder wenn sie im ausdrücklichen Wissen negiert wird, die Praxis der Religionsausübung widerstrebt und der Inhalt des Glaubens wie eine Zumutung vorkommt. Denn: Sollte der Heilswille Gottes wirkungslos sein? Kann ein Mensch aus der Berufung Gottes herausfallen, selbst wenn er sich schuldhaft Gott verweigern würde? Das Berufensein von Gott und zu Gott ist eine Wirklichkeit im Menschen. In jedem Menschen. Es weckt ein so oder so sich äußerndes Verlangen nach Gott, richtet den Menschen auf Gott aus, „finalisiert“ menschliches Streben, menschliches Hoffen, gibt dem, der sich in der Mitte des Herzens dem Grund seines Daseins öffnet, Mut und Vertrauen, ein „Grundvertrauen“, daß doch irgendwie alles gut sein wird und die Zukunft nicht leeres Wunschdenken ist. So sieht es der Gläubige. So muß er es sehen.

Aber da gibt es auch die andere Seite. Es gibt dezidierte Atheisten und es gibt vor allem die Masse derer, die nichts von einem inneren Verlangen nach Religion spüren, nichts zu spüren meinen. Sie können nicht sagen, wo sie religiöse Bedürfnisse haben sollten. Die Welt reicht. Spekulative Ideen über Gott berühren sie nicht und im Alltag lebt es sich ganz gut ohne Religion. Hie und da mögen Fragen auftauchen. Grenzsituationen kommen. Zweifel werden laut, so oder so. Aber nicht jeder Zweifel bringt Religiosität zum Vorschein. Er kann auch zur Verzweiflung führen. Und Grenzsituationen dauern nicht lang. Sie vergehen und man geht zurück in den Alltag, dorthin, wo Gott nicht vorkommt, nicht gebraucht wird . . .

Zwei Extreme? Hier der Gläubige mit seiner unerschütterlichen Religiosität, dort der Glaubenslose, der mit Religion nichts anzufangen weiß? So einfach ist es sicher nicht. Sieht man von jenen begnadeten Menschen ab, deren Sicherheit religiösen Glaubens über jeden Zweifel erhaben ist, dann stellt sich die Frage etwas vertrackter; dann wird sich auch der Gläubende fragen müssen, ob und wo seine Religiosität – trotz einer treuen und gewissenhaften Religionsübung – vielleicht verschüttet ist und warum dem so ist. Es mag eine gewagte These sein. Dennoch: Mancher Christ – der es sein will und zu sein meint – überspielt seine mangelnde Religiosität durch gewissenhafte religiöse Observanz. Er tut alles, was die Kirche

verlangt und weicht gerade durch diese – in Freudscher Terminologie – „religiösen Zwangshandlungen“ einer tieferen Besinnung auf echte Religiosität aus. Ein kleiner Pharisäer. Es gab sie und gibt sie. Bei den anderen erkennen wir es leicht. Sich selbst möchte man natürlich ausgenommen wissen. Selbstdäuschung? Die Gefahr sollte auf jeden Fall gesehen werden!

Aber zurück zum Thema. Wenn es verschüttete, das heißt vorhandene, aber ungewußte Religiosität in allen Menschen geben muß, einen latenten Glauben an Gott und ein Verlangen nach ihm, dann muß es möglich sein, den Spuren der Transzendenz nachzugehen, sie aufzudecken im alltäglichen und banalen Leben, dort, wo sich das Gewöhnliche abspielt. Um dies jedoch zeigen zu können, muß vorher eine andere Frage gestellt werden: Was heißt denn eigentlich Religiosität? Wann ist ein Mensch religiös, auch wenn er nicht an Gott glaubt oder nicht an Jesus von Nazaret und erst recht jede religiöse Betätigung ablehnt? Man kann sich die Beantwortung dieser Frage natürlich leicht machen, indem man Religiosität von vornherein an einen ausdrücklichen Glauben an Gott und Christus und an den religiösen Vollzug wie Gebet, Kirchenbesuch u. a. bindet. Aber das wäre zu einfach, nicht zuletzt deshalb, weil es die Heilsmöglichkeit der »Glaubenslosen« negieren müßte.

Nun hat es wenig Sinn, den religionsphilosophischen Theorien über das Wesen von Religion nachzuspekulieren. Auch die von Karl Barth eingeführte Trennung von christlichem Glauben einerseits und Religion andererseits hilft hier nichts. Religiosität möchte ich beschreiben als einen direkten, im Leben praktizierten, das Leben (mit-)bestimmenden Bezug zu einer weltjenseitigen (im wahren Sinn des Wortes!) Wirklichkeit, die in religiöser Terminologie Gott heißt. Diese Wirklichkeit Gott muß ganz bestimmte Erfahrungen und Verhaltensweisen des Menschen ermöglichen, muß ihnen letzte Gewißheit und Motivation geben, so daß der glaubenslose, aber religiöse Mensch in letzter Konsequenz sich so erfährt wie er ist – de facto von Gott her – und so ist, wie er sich erfährt – de facto auf Gott hin –, weil er – wie einschlußweise auch immer – diese Wirklichkeit im tiefsten – unbewußt – bejaht. Daß der vorsichtige, nicht mit den Keulen einer brutalen Apologetik gebrauchte Hinweis einer einschlußweisen, verschütteten Religiosität heute zu den dringlichsten theologischen und pastoralen Aufgaben gehört, dürfte so einsichtig sein, wie auch die Tatsache, daß es die Kirche – als Institution und als Gemeinschaft der Glaubenden – oft genug selbst ist, deren mangelnde Glaubwürdigkeit Religiosität im ausdrücklichen Bekenntnis erst gar nicht aufkommen läßt. Für letzteres könnte man in unserer Zeit Beispiele genug aufzählen. Es braucht darum nicht zu verwundern, wenn es heute, in einer säkularisierten Welt und Gesellschaft, in vielfältiger und sehr unterschiedlicher Weise eine aufkeimende Religio-

sität gibt, die, sich den Gesetzen einer reinen Leistungs- und materiellen Fortschrittsgläubigkeit verweigernd, dennoch nicht zur kirchlichen Religiosität findet.

Wie läßt sich zeigen, daß es, auch abgesehen von dieser „neuen Religiosität“ (deren Ausmaß nicht überschätzt werden sollte), ein unstillbares, in letzter Konsequenz gar nicht unterdrückbares Verlangen nach Gott, eben Religiosität, gibt, die auch das Leben des Glaubenslosen bestimmt? Doch nur so, daß sich der Glaubenslose im Vollzug und Tun seines Lebens widerspricht, wenn er für seine Person Religiosität verneint. Was heißt das näherhin?

Eine „verschüttete“ Religiosität läßt sich nur aufweisen, wenn man auf die Widersprüche hinweist, die sich aus dem theoretischen Indifferentismus, Atheismus (oder Agnostizismus) einerseits und dem wirklichen Leben andererseits ergeben. Das verlangt natürlich auch im Leben des Glaubenslosen etwas Besinnung, verlangt Nachdenken, verlangt, sich nicht mit den Vordergründigkeiten des Lebens abzufinden oder sich nur in sie zu verlieren. P. L. Berger spricht von einer geradezu instinkthaften Sinnsuche des Menschen, und mag dieses Wort heute u. U. auch schon überstrapaziert sein: Was der Mensch auf jeden Fall will, ist eine Antwort auf das Warum und Wozu seines Lebens. Das heißt: Er will wissen, gleichsam auf der erkenntnismäßigen Ebene, was das Ganze eines Lebens eigentlich soll, wohin es führt, ob es sich lohnt. Und Sinn hat es natürlich auch mit Wahrheit zu tun; denn ein vom Menschen erfundener Sinn seines Lebens taugt nicht, da er zerbrechlich wie der Mensch selbst wäre und jederzeit revidiert werden könnte. Nun hat die Sinnfrage eine Eigentümlichkeit an sich: Was immer man auch als Sinn des Lebens betrachten mag, die Frage nach einem höheren Sinn, für den der Einsatz des Lebens wert ist, stellt sich immer aufs Neue. Es gibt so etwas wie eine „Sinnkette“, die erst dann ihr letztes Glied gefunden hat, wenn sich eine nicht mehr hinterfragbare Verankerung dieser Sinnkette erkennen läßt, etwas, *das Sinn in sich selbst ist* und seinen Sinn und höchsten Wert nicht wiederum von einem anderen erhält. Der Mensch, wir alle, können diese letzte Sinnfrage verdrängen; aber nur eine zeitlang. Und wenn es wahr ist – woran ich nicht zweifle –, daß der Mensch das Ja vor das Nein, den Sinn vor die Sinnlosigkeit stellen muß (ob er „will“ oder nicht!), dann läßt sich hier schon ein Widerspruch zwischen dem gelebten Leben einerseits und einer negierten Religiosität erkennen. Der Mensch sucht und lebt nach einem letzten Sinn seines Lebens (auch wenn er, dies sei nochmals gesagt, sich nicht immer ausdrücklich dieser Tatsache bewußt ist) – und was sollte dieser letzte Sinn anders sein als Gott, jener Sinn, der eben nicht noch einmal hinterfragbar ist, sondern „*der Sinn*“, das Wozu und Woraufhin unseres Lebens *ist*? Verschüttet ist

Religiosität überall da, wo der Mensch zwar einen Sinn seines Lebens „weiß“, sich aber dennoch einer weltlichen Sinngebung seines Lebens verschreibt.

Sinn ist ein neuzeitlicher Name für Gott. Aber die eben genannten Überlegungen lassen sich auch, von der „kognitiven Ebene“ (auf der sich die Sinnfrage als Erkenntnisfrage bewegt), auf den „emotionalen“ Aspekt des Lebens übertragen. Daß der Mensch glücklich werden will, ist eine Binsenwahrheit. Daß es weiterhin wahres Glück und Glückserfahrungen im menschlichen Leben gibt, ebenso. Aber es gilt dennoch auch und umgekehrt: Alles Glück dieser Welt ist nur begrenztes Glück. Es läßt an zeitlicher Dauer wie an Intensität genügend Wünsche offen. Der Mensch mag jedes Glück auf Erden wie die Verheißung eines immer noch größeren Glücks empfinden, weil Grenzen immer, zumindest in Gedanken und in der Vorstellung, übersteigbar sind. So ergibt sich wiederum, daß der Mensch ein ihn restlos erfüllendes Glück wünschen muß. Warum? Der Atheist mag zur Erklärung dieses Phänomens alle möglichen Gründe anführen: biologischer Triebüberschuß, ein einfaches Faktum, das unerklärt stehen bleiben soll, Antrieb und Motivation zur bloßen Daseinsfristung. Das Peinliche ist nur, daß diese „Erklärungen“ nichts erklären. Sie erklären nicht, warum der Mensch nicht – ähnlich wie das Tier – sich mit einer bloßen Daseinsfristung zufrieden geben kann, daß er mehr will und wollen muß – eben: das Glück schlechthin. Die moderne Leistungs- und Konsumgesellschaft mag da manches verdecken; sie mag Glück nennen, das vorläufig zufrieden stellt, und sei das Glücksbedürfnis auch durch eine geschickte Werbung erst als erstrebenswert geweckt. Aber auch aus noch so viel vorläufigen und begrenzten Glückserfahrungen entsteht als Summe eben nicht *das* Glück. Erfüllung, Glück, Geborgenheit, Zufriedensein: das will der Mensch nicht nur, er muß es wollen. Liegt auch hier nicht eine verborgene Religiosität? Vor allem wenn man bedenkt, daß der Mensch im praktischen Leben des Alltags auf dieses Ziel hinleben will, auch wenn er es mit anderen und vordergründigen Namen benennt?

Und ein Weiteres: Es muß doch auffallen, wie der heutige Mensch sich mit seinen „Idolen“ identifiziert. Er möchte – zumindest in Gedanken und Phantasie – „wer“ sein: ein Fußball- oder Filmstar, Mitglied der Gilde des „blauen Bluts“ usw. Das heißt: er möchte mehr sein, als er in Wirklichkeit ist, mehr als der kleine Angestellte oder die Stenotypistin. Er möchte an einem Höheren partizipieren. Das gibt man, darauf angesprochen, nicht so gerne zu, weil der Schritt zur Lächerlichkeit zu kurz ist. Aber weiß denn der Mensch nicht auch, daß ihn die Blüten seiner Phantasie und Tagträume nicht ändern, daß er aber dennoch an einem Ideal partizipieren möchte, das mehr ist als er selbst? Das Verlangen, mehr sein zu wollen als man ist,

gehört zum Menschsein. Wo aber findet sich dieses „Mehr“? Die Religionen, nicht nur die christliche, waren und sind davon überzeugt, daß dieses Mehr nur in einer – um es vorsichtig zu sagen: „irgendwie gearteten“ – Partizipation an Gott erreicht werden kann, freilich nicht in der Partizipation an einem abstrakten Gott, sondern an dem Gott, auf den man im Lauf seines Lebens zugeht und so, daß sich dieses Zugehen noch einmal in der Praxis des Lebens konkret bewahrheiten muß. So komisch es auf den ersten Blick klingen mag: Die „Idolsüchtigkeit“ des modernen Menschen ist ein Stück verschütteter Religiosität. Dabei braucht man die Freude an den Tagträumen nicht zu nehmen. Aber möglich müßte es sein zu zeigen, daß in ihnen mehr steckt, als mancher bereit ist, zuzugeben, nämlich das Verlangen nach einem Ideal, für das es sich zu leben lohnt, das, nach Camus, den Scheiterhaufen wert ist. Was aber ist den Scheiterhaufen wert? Dem christlichen Glauben steht hier eine schwere, aber auch reizvolle Aufgabe ins Haus: Er muß wieder begeistern können, und zwar hier und jetzt, nicht nur in einer bloßen Vertröstung auf das bessere Jenseits. Er muß aufweisen können, daß das immer schon gesuchte Ideal einen Namen hat und eine Wirklichkeit ist.

Alles bisher Gesagte, das Vorhandensein latenter oder verschütteter Religiosität, ist bei vielen Menschen nur ein kümmerliches Pflänzchen. Es zum Wachsen zu bringen ist schwer und Patentrezepte fehlen. Aber wer kann schon einer letzten Verantwortung seines Lebens, dem Suchen nach verbindlicher Wahrheit entrinnen? Wer kann sie, wenn er vor sich bestehen will, auf anderes oder andere abschieben? Warum soll ein Humanismus ohne Gott eine Tugend sein? Wer kann sich bezüglich der Frage der Existenz Gottes in einen vornehmen Indifferentismus zurückziehen? Soviel mag aus dem Gesagten deutlich geworden sein: Es gibt untergründige Religiosität auch bei denen, die – im Widerspruch zu ihrem alltäglichen Leben – Gottes Existenz leugnen und religiöse Praxis ablehnen. Auf die Gründe dieser nur einschlußweisen Religiosität kann hier nicht mehr eingegangen werden. Nur ein Hinweis noch: Auch wenn es gelingen sollte, die verschüttete Religiosität beim einen oder anderen in eine bewußte zu überführen, selbst dann ist noch ein weiter Weg zum christlichen Glauben. Aber sowohl dem Glaubenden, der die Edtheit seiner Religiosität in Zweifel ziehen mag (oder muß), wie auch dem Glaubenslosen, der zumindest zur Besinnung angeregt werden kann, ist geholfen, wenn man weiß, daß der Mensch seiner Berufung durch Gott und zu Gott nicht entkommt.